Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

224 (28.9.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Der Todesschlaf des Fakirs

Von Ernst Herneck

Der steife Körper Abdurrhamans war im Beisein eines Arztes und einer großen Menge Neugieriger in den gläsernen Sarg gelegt worden. Der Arzt stellte vor der angenehm angegruselten Menge fest, daß der Puls kaum noch vernehmlich schlug, und daß die Atmung anscheinend vollkommen aufgehört hatte. Der Fakir hatte also seinen Todesschlaf, der genau fünf Tage und Nächte dauern sollte, begonnen. Man schraubte den Glasdeckel fest, durch den das wachsbleiche, von einem schwarzen Bart an der unteren Hälfte völlig verhüllte Gesicht, die auf der Brust gekreuzten mageren Arme, die fleischlosen Hände deutlich sichtbar waren. Der Fakir machte völlig den Eindruck eines Toten.

Jetzt wurde der Sarg an zwei Gurten vorsichtig in das anderthalbmetertiefe Grab gesenkt — es war fast so wie bei einem wirklichen Begräbnis. Der Arzt warf noch einen Blick auf den Sarg, dann ging er. Auch die Neugierigen verzogen sich allmählich; nur ein paar Frauen blieben noch vor dem Grabe stehen und besprachen flüsternd — wohl um den Toten nicht zu stören — die Merkwürdigkeit dieses Ereignisses. Wie konnte ein Mensch hundertzwanzig Stunden ohne Luft leben? Ja — diese Inder: die konnten mehr, als die kultivierten Europäer; sie wußten um geheime Naturkräfte und vermochten sogar den Tod zu überwinden, indem sie starben und wieder ins Leben zurückkehrten. Uebrigens war er ein schöner Mann, dieser Abdurrhaman. Ein wenig schmächtig vielleicht, aber sehr, sehr interessant.

Plötzlich glaubte eine der Frauen bemerkt zu haben, daß der Fakir in seinem gläsernen Sarge die rechte Hand bewegt hatte. Fast atemlos starrten die Frauen auf den Sarg. Richtig: die Hand bewegte sich wieder, krampfte sich zusammen. Auch in die linke kam Leben. Und nun — die Frauen sahen es deutlich: nun krampfte sich der ganze Körper zusammen, die Augen öffneten sich, verdrehten sich; es schien, als machte der Fakir in seinem gläsernen Sarg furchtbare Anstrengungen, sich zu befreien. Ganz deutlich konnte man sehen, wie die Hände sich gegen den Sargdeckel stemmten und kraftlos wieder zurückfielen.

Die Frauen begannen zu schreien. Ein Gartenaufseher lief herbei; an dem Grabe drängten sich nach ein paar Augenblicken wieder die Leute. Alle sagen es: der Inder bewegte sich, wollte sich aufrichten, sank wieder zurück.

„Da is was nich in Ordnung", sagte der Gartenaufseher. „Der Mann is lebendig geworden und möchte wieder raus, weil er keine Luft nich bekommt."

„Aber da muß er ja ersticken", rief eine der Frauen.

„Das wird er wohl müssen", meinte der Gartenaufseher.

„Das kann man doch nicht mit ansehen! Der arme Mensch! Man sollte den Sargdeckel einschlagen!"

„Wenn Sie ihn bezahlen, Madameken?"

„Mensch, — wer spricht jetzt von bezahlen, wenn er doch sonst ersticken muß!"

Der Gartenaufseher kam mit einem Spaten, legte sich am Grabe nieder und stieß den gläserenen Deckel an der unteren Hälfte des Sarges ein. Der Fakir hatte sich inzwischen nicht mehr gerührt; er war nicht mehr wachsbleich im Gesicht, sondern blaurot.

„Zieht doch den Sarg einfach herauf", rief die Frau wieder, die erst schon den guten Rat gegeben hatte, den Deckel einzuschlagen. Richtig: da waren die beiden Gurte ja noch. Vier Männer machten sich daran, den Sarg hochzuziehen. Der eingeschlagene Deckel ließ sich unschwer abschrauben. Der Inder lag wie tot im Sarg.

„Holt denn niemand einen Arzt?"

Nun liefen gleich 12 Personen um einen Arzt, und nach wenigen Minuten brachten sie auch den diensthabenden Arzt des nahegelegenen Krankenhauses, der den Fakir sofort nach dem Krankenhaus überführen ließ. Hier gelang es, den Erstickten wieder zum Atmen zu bringen. Dabei ergab sich die Merkwürdigkeit, daß der schöne schwarze Bart des Inders nur angeklebt war und ein nichts weniger als indisches Gesicht verdeckte.

Der dem Leben Wiedergegebene erholte sich rasch, schien aber begreiflicherweise etwas bedrückt, offenbar über die „Entlarvung", das ihn der Lächerlichkeit preisgab. Den Arzt interessierte der Fall.

„Sie sind natürlich kein Inder?" fragte er.

„N—ein. Ich bin ein Schneidermeister Jakob Meierlein aus Oschatz."

So sehen Sie in Zivil auch aus. Aber wie sind Sie denn dazu gekommen, sich als Fakir aufzumachen?"

Der „Inder" aus Oschatz wollte erst nicht mit der Sprache heraus, aber als er sah, daß der Arzt die Sache mehr von der heiteren Seite nahm, begann er zu erzählen: „Sehen Sie, Herr Doktor — ich bin verheiratet. Ich habe eine Frau — nun ja: sie hat gewiß ihre Vorzüge. Aber sie hat auch einen großen Nachteil; sie spricht immerzu. Und es ist nicht immer angenehm, was sie spricht. Da bin ich nun eines Tages auf die Idee gekommen, mich tot zu stellen. Ich habe mir nämlich eingeredet: jetzt hörst und siehst du nichts mehr. Es ging tatsächlich. Ich hörte und sah nichts mehr und erwachte erst nach einigen Stunden, als bereits die Trauergäste im Haus waren. Mit der Zeit bekam ich nun große Uebung, auf meinen Wunsch hin einzuschlafen, wie tot, und da mein Geschäft natürlich dabei zurückging, beschloß ich, aus meiner Fähigkeit einen Erwerb zu machen. Ich wurde der Fakir Abdurrhaman, legte mir den gläsernen Sarg zu, — und es war ein ganz einträgliches Geschäft."

„Ganz ohne Schwindel?"

„Nun — so absolut dicht war der Glassarg nicht, als es den Anschein hatte; denn ein wenig Luft mußte ich in meinem Todesschlaf haben."

„Ja, sehen Sie, das ist nun sehr merkwürdig. Ich war gewohnt, mich in den Schlaf zu versetzen mit dem Gedanken: da steht meine Frau und keift! Nun ist mir gerade gestern meine Frau mit meinem Impresario durchgebrannt! Ich konnte mir nicht mehr vorsagen: da steht deine Frau und keift, denn ich wußte, daß es nicht wahr sein konnte. Ich schlief schon gar nicht ordentlich ein. Und als ich schon unten lag, kam mir ganz plötzlich der Gedanke: Jetzt schreit sie dem anderen die Ohren voll — da mußte ich lachen, wurde wach, — da ist mir eben die Luft ausgegangen!"

„Was werden Sie jetzt tun?"

„Ich weiß es nicht, vielleicht verklage ich den Kerl, den Impresario, meine ich, wegen Betriebsstörung!"

„Dann wird er Ihnen am Ende die Frau wieder herausgeben müssen!"

„Glauben Sie? Da will ich am Ende doch lieber wieder schneidern!"

Allerlei

Wie Theater werden. Das Erfurter Stadttheater hat sich in interessanter Weise den Gedanken zu eigen gemacht, auf moderne Art für den Theaterbesuch zu werben. Man führte eine Revue vom Werden einer Theateraufführung auf: Blick hinter die Kulissen". Ganz niedrige Eintrittspreise, 30 bzw. 50 Pfg. Das Theater war überfüllt. Die Revue mußte wiederholt werden. Nun sahen einmal die Leute, was alles dazu gehört, ein Theaterstück herauszubringen. — In Magdeburg machte man es auf eine andere Weise. Auf der Terrasse des Stadttheaters musizierte das städtische Orchester. Sämtliche Mitglieder des Ensembles verteilten Flugschriften, die zum Abonnement aufforderten. Durch Lautsprecher wurden mehrere Ansprachen gehalten. Zum Schluß forderte der Generalintendant persönlich zum Einzeichnen in die Abonnementslisten auf und gab bekannt, daß der Abonnementspreis um 33⅓ Prozent ermäßigt sei.

Die Gesellschaft der Musikfreunde in Donaueschingen. Die um die Musikpflege nicht nur in Oberbaden, sondern weit darüber hinaus verdiente Gesellschaft der Musikfreunde in Donaueschingen hielt ihre Generalversammlung unter dem Vorsitz von Architekt Mall ab. Das Winterprogramm, das vier Konzerte vorsieht, wurde einmütig gutgeheißen. Außerdem sind eine oder zwei Theateraufführungen geplant. Das erste Konzert wird alte Musik aus der Fürstl. Fürstenbergischen Hofbibliothek bringen und durch Rundfunk übertragen werden. Es kommen zum Vortrag Sinfonie von Cannabich, zweites Violinkonzert von Lindpainterer und Sinfonie von Ditters von Dittersdorf. Das zweite Konzert wird Lieder von Debussy und Mahler bringen, das dritte Rossinis Barbier von Sevilla und das vierte schließlich die dritte Sinfonie von Beethoven, Eroica, sowie das Brahms-Klavierkonzert in B-Dur.

Die Gesellschaft für Volksbildung veranstaltet in den Tagen vom 2. bis 5. Oktober in Berlin-Dahlem im Harnack-Haus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften ihre 61. Hauptversammlung. Mit der Tagung wird die Feier des 60jährigen Bestehens der Gesellschaft verbunden. Eine Festschrift stellt die bisherige Tätigkeit dar. Den Festvortrag über „Politik und Volksbildung" hält am 4. Oktober Professor Dr. Theodor Litt, Rektor der Universität Leipzig. In Fachversammlungen finden Vorträge und Beratungen über die mechanischen Hilfsmittel im Dienste der Volks- und Jugendpflegearbeit (Schallplatte, Rundfunk, Lichtbild und Film) statt. Festliche Veranstaltungen — ein Kunstabend „Oesterreich-Deutschland", die Uraufführung der musikalisch-dramatischen Erzählung „Sixt und Bettina" von Erich Fischer — umrahmen die Tagung. Näheres gibt die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Volksbildung, Berlin NW. 40, Lüneburger Straße 21, bekannt.

Jugend, Erziehung, Politik. Vom 2. bis 5. Oktober 1931 veranstaltet der „Bund Entschiedener Schulreformer", in Berlin-Schöneberg einen öffentlichen Kongreß mit dem Thema: „Jugend, Erziehung und Politik. Redner: Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Adolf Grimme, Hofrat Dr. L. E. Tesar-Wien, Lehrer Richard Meschkat, M. d. R. Toni Pfülf, Schulrat Erich Viehweg, Studienrat Martin Weise, Dr. Fritz Helling, Lehrer Josef Rudolf, Oberstudiendirektor Dr. Erich Schönebeck, Dr. Heinrich Müller, Marlise Sonneborn, Dr. Reinemann, Professor Paul Oestreich, Prof. Dr. Paul Honigsheim. Im Anschluß an die Tagung Besichtigungen. Gesamtteilnehmerkarte 6 Mark. Anfragen und Vorverkauf: Albert Lenz, Berlin O. 17, Hohenlohestraße 8.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlags-Buchhandlung bezogen werden.

Die Büchergilde. Das September-Heft der Monatszeitschrift „Die Büchergilde" ist besonders dem in Mexiko lebenden Schriftsteller B. Traven gewidmet. Der Anlaß dazu ist das im 4. Quartal dieses Jahres erscheinende neue Buch von Traven „Regierung". Außer dieser Neuerscheinung, die alle Vorzüge der Travenschen Darstellungskunst aufweist, bringt die Büchergilde Gutenberg heraus: „Ivalu", einen Eskimo-Roman von Peter Freuchen; „Weiterrennen nach dem Glück", Erzählungen von Max Barthel; „Rationalisierung — Fehlrationalisierung" (1. Band des Werkes Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg) von Otto Bauer. — Das vorliegende Heft der Büchergilde geht ausführlich auf die Neuerscheinungen ein und bringt Auszüge aus den kommenden Büchern. Alle in dem Heft veröffentlichten Bilder zu „Regierung" wurden von B. Traven persönlich in den Jahren 1930/31 aufgenommen, und zwar in fernen und unbekannten Regionen, die den Schauplatz für das Buch „Regierung" bilden. Diese Bilder werden zum erstenmal der europäischen Welt zugänglich gemacht. Aber nicht nur die Bilder, sondern auch die Objekte, die in diesen Bildern gezeigt werden, waren bis jetzt auf unserem Kontinent unbekannt.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

2 *Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf*

Léon Brandt hat es in diesem ersten Jahr nicht leicht gehabt, sich gegen den hergebrachten Trott durchzusetzen. Seine rücksichtslose Offenheit ging den Staatsmännern auf die Nerven. Seiner Ironie begegnete man zuerst mit nachsichtigem Lächeln (der Neuling würde sich schon noch mausern!), dann mit saurem Erstaunen, zuletzt mit stummem Widerstand. Seit wann verkehrt ein Außenminister in solcher Zwanglosigkeit mit seinen ausländischen Kollegen? Seit wann sagt sich ein Außenminister telegraphisch von heute auf morgen in Madrid, Berlin oder Warschau an, ohne daß solcher Besuch mit diplomatischer Zeromonie und Pressefanfaren in Szene gesetzt wird? Seit wann kommt Frankreichs Außenminister höchst unzeremoniell im eignen Flugzeug angerast, konferiert im öligen Lederdreß zwei Stunden in London, Genf oder Wien und sitzt zum Abendessen schon wieder an seinem Pariser Tisch? Seit wann besuchen Staatsmänner einander wie Baumwollhändler? — Das offizielle Europa sieht sich in seiner würdevollen Autorität bedroht und runzelt mißbilligend seine gepflegten Augenbrauen. Aber man muß liebenswürdige Miene zum unerwünschten Spiel machen, denn es empfiehlt sich nicht, mit Léon Brandt auf Kriegsfuß zu kommen, weil — Gott sei es geklagt! — der Mann leider mehr ist als Frankreichs Außenminister! Seit einem Jahrzehnt spinnt er seine Fäden von Volk zu Volk, hinweg über die Köpfe zögernder oder widerwilliger Kabinette. Starke Teile vieler Nationen hat er schon wie in einem Netz eingefangen. Jeder kennt das Ziel, dessen Fundament er in zäher, heimlicher Arbeit an allen Hortzonten aufmauert: er will die arbeitenden Schichten eines Erdteils mit unzerreißbaren Ketten einer gleichartigen Grundgesinnung verstricken, diese Gesinnung in einer stoßkräftigen Organisation sammeln, der Organisation unerhörtes Selbstbewußtsein und Kraftgefühl einhämmern. Brandt weiß genau, was er tut und will. Es können Zeiten kommen, wo das zerrissene Europa nicht Völker braucht, sondern das „europäische Volk"!

So muß er sich allem widersetzen, was die innere Freiheit und Unabhängigkeit vergewaltigt, ob es nun die Herrschaft gepanzerter Geldschränke oder einer vergiftenden Weltpresse ist, oder der Faschismus, der Gesundes in Krankhaftes überspitzt und das Individuum einer längst unschöpferisch gewordenen Ideologie vom naturgewollten Machtstaat unterwirft, oder ob es der Bolschewismus ist, der Menschengesamtheit ertrotzen will, indem er menschliche Ichheit zerstößt und geistige Realität verleugnet. Der Untertan und Kollektivmensch, dessen Züchtung jeder Diktatur Lebensgesetz sein muß, bedeutet für Brandt einen verwirrenden Rückfall in gestorbene Epochen. „Das Ichbewußtsein macht erst die Kreatur zum Menschen!" ruft er immer wieder aus. „Die Gruppenseele ist des europäischen Menschen nicht mehr würdig. Ich lache jedem ins Gesicht, der das Ende des Individualismus verkündet! Die Zeit des Ichmenschen bricht erst an! Allerdings wird dieser Ichmensch nicht mehr sich selbst dienen dürfen, sondern einer Gesamtheit!"

Am meisten verhöhnt Brandt die Romantiker der Gewalt; er vergleicht sie mit knurrenden Hunden, die sich in den Schwanz beißen.

Nie hat er die Regierenden der Völker in ihren Kasematten aufgesucht, denn er mißtraut den Regierungsmethoden Europas, die, ach, wie oft schon!, wichtiger schienen als der Herzschlag der Geopferten.

Der „Fliegende Paulus" — so höhnen in Frankreich seine zahlreichen und mächtigen Gegner in ironischer Anspielung auf seine Wandlung vom umjubelten Kriegsheros zum Vortruppführer versöhnender Menschlichkeit. Eine gewisse Presse tut ihn noch heute mit einem verächtlichen „L'Allemand" ab. Nun, in seinen Adern fließt freilich deutsches Blut. Sein Großvater mußte 1848 aus Preußen flüchten, weil er auf den Barrikaden gekämpft hatte, er fand in der Bretagne eine neue Heimat. Er wurde Franzose, sein Sohn kämpfte 1870 schon gegen deutsche Truppen. Und der Enkel Léon Brandt, dessen Mutter Französin ist, wurde im Weltkrieg Frankreichs vergötterter Kampfflieger. Un Allemand?? Nein, er fühlt sich französischer Erde bis zum letzten Blutstropfen verhaftet. Er weiß zu gut, daß das französische Volk, gleich jedem andern, eine Mission zu erfüllen hat, daß Nationen keine zufälligen Gebilde sind, sondern unentbehrliche Glieder einer Kette. Aber vielleicht ist der Saft zweier Rassen, der ihn durchblutet, schuld daran, daß seine Liebe zur Heimat noch hinwegschwingt über die Schlagbäume und Sperrforts, daß sie Völker und Reiche einordnen möchte in den Rhythmus eines Blutes, das in erweitertem und versöhnendem Kreislauf eine neue Gemeinschaft ersehnt. Hinter Brandt liegen fünfzehn Lehr- und Wanderjahre, Kampfjahre, Zeiten der Bitterkeit, der Erbitterung, unzerstörbaren Glaubens. In allen Hauptstädten Europas wurde er zuerst verhöhnt und niedergeschlagen. Aber nach fünf Jahren schwuren erbitterte Gegner auf ihn. Jetzt hat er sich in Europa eine geistige Führerschaft erobert, der die Zukunftsgläubigen vieler Nationen aufrichtiger vertrauen als der Machtgebärde ihrer eignen Kabinette und Parlamente.

Es ist etwas Außergewöhnliches und Unheimliches um diesen Franzosen. Erstrebt er die Diktatur über einen Erdteil? Ist das Losungswort vom Frieden und von der Versöhnung nur Lockruf und schillernder Deckmantel für unbezähmbaren Ehrgeiz, für hemmungslose Machtgier? Ist Léon Brandt ein Träumer, eingekerkert in den Bann utopischer Ideen? Oder wird er, wenn die Stunde günstig ist, die Maske abwerfen und die Zeitgenossen mit seinem dämonischen Antlitz erschrecken? Ist er ein kalter Rechner oder nur ein vom Unterbewußtsein Getriebener, ein Hingerissener und Hinreißender, ein vom Glauben an seine Mission Besessener?

Der „Helios" knattert durch die Nacht. In jeder Stunde fressen seine Motore zweihundert Kilometer von der gigantischen Marschroute fort. Tausende von Kilometern müssen durchrast werden. Eine Nacht und ein Tag mit ungewissem Geschehen gespenstern vor der Besatzung. Zwar ist die Ueberquerung des Ozeans längst keine erregende Sensation mehr; fast jeden Monat steuert jetzt irgendein Wagemutiger sein Flugzeug von Küste zu Küste. Und Brandt hat zusammen mit seinen beiden Gefährten schon vor drei Jahren die Strecke Paris—Neuyork bewältigt, hin und zurück. Diesmal soll der „Helios" die Arbeit in achtundzwanzig bis dreißig Stunden schaffen.

Rennes ist überflogen. Brandt fühlt unter sich die Landschaft der heimatlichen Bretagne, Atem und Geruch geliebter Erde.

Proussant hält den Kopf über die Orientierungskarte gebeugt. Unter dem Lederhelm springt die schmale Nase mit dem Rückenhöcker weit vor, darunter flechtet der breite Mund mit den Riesenzähnen. Der dürre Zeigefinger fährt langsam und zärtlich über die Karte hin, an der roteingezeichneten Linie entlang, die unbekümmert um physische Hindernisse schnurgerade von Paris nach Washington läuft. Dann hängen seine wasserblauen Augen wieder am Kompaß, Höhenmesser und andren Instrumenten. Hinten in der Kabine sitzt Laroque und schreibt die Zeichen nach, die knisternde Funken in seinen Kopfhörer hineinblitzen.

Selten fällt ein Wort. Die Propeller reißen auch jede Silbe von den Lippen und wirbeln sie hinaus in den nächtlichen Himmelsraum. Zudem ist die Arbeit scharf geregelt und verbietet überflüssige Gespräche. Jede Handbewegung ist karg und bedacht, kein Blick irrt zwecklos, selbst das Denken konzentriert sich auf Notwendiges: es ist die Oekonomie körperlicher und seelischer Kräfte, die während der nächsten dreißig Stunden nicht versagen dürfen.

Der „Helios" hält jetzt Kurs auf einen geballten Lichtschein, der sich als mattgrünes Nebelsegment über dem Westhorizont aufwölbt: der Kriegshafen von Lorient. Brandt hat das Flugzeug auf hundert Meter herabgleiten lassen. Für Sekunden schwebt es über dem Nebelschimmer von Stadt und Hafen. Eine Kirche reckt ihren spitzen Turm wie eine reglose Hand herauf. Wie ein Riese mit massigem Kopf und flammenden Augen wuchtet der Leuchtturm zum Himmel empor. Der „Helios" stürmt zwanzig Meter darüber hinweg. Er durchschneidet die Küstenlinie, braust über dem offenen Meer.

Proussant wirft einen kurzen Blick auf den Minister. Der blickt geradeaus, als kümmere es ihn nicht, daß hier Frankreichs Erde zu Ende ist und von jetzt an das Meer sein Gesetz heraufdonnert. Proussant denkt für Sekunden an seine Frau und seine beiden Kinder, dann hängt sein mahlendes Gebiß wieder zufrieden über Karte und Kompaß.

Léon Brandt blickt geradeaus. Aber seine inneren Augen klammern sich heimlich noch einmal fest an Frankreich, dessen Küste zurückweicht. Frankreich! Brandts Gedanken umspielen zärtlich dieses Wort, kreisen über der heimatlichen Bretagne, streicheln das Steinmeer von Paris, verlieren sich in starker Hingabe an die sommerreifen Landschaften der Provence, eilen durch den gesegneten Garten Frankreich, als müßten sie jeden Baum, jeden Fluß, die Gipfel in Savoyen grüßen, das letzte, abseitige Dorf. Er sieht die Menschen Frankreichs und liebt sie. Auch seine Hasser bezieht er in seine Liebe mit ein. Léon Brandt kann nicht hassen, das ist seine Gnade und seine Gefahr.

Und wie es ihm immer ergeht, wenn er das Antlitz Frankreichs betrachtet, so sieht er es auch in dieser Minute nicht als eine von Meer und Grenzfestungen umgürtete Menscheninsel, die abgeschlossen in sich ruhen dürfe, er sieht es vielmehr einbezogen in eine Vielheit, die Europa und Welt heißt. Sein begehrliches Herz braucht zum Glück den Widerhall und die Verflochtenheit eines Erdteils, aller Kontinente.

(Fortsetzung folgt.)